

**Zeitschrift:** Rote Revue : sozialistische Monatsschrift  
**Band:** 22 (1942-1943)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Das schweizerische Schrifttum und die Gegenwart  
**Autor:** Bühner, Jakob  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-334645>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

heran. Es wird Sache des Volkes sein, hier nachzuhelfen, es wird auch Sache der Invaliden sein, ihre Stimme zu erheben und sich dafür zu interessieren, daß unsere Unfallversicherung eine solche Entwicklung nimmt, die ihr auch in Zukunft einen würdigen Platz in der internationalen Sozialpolitik sichert.

---

## Das schweizerische Schrifttum und die Gegenwart

Von Jakob Bühler

Die nachstehenden Ausführungen stellen den Inhalt der Rede dar, die Genosse Jakob Bühler an der diesjährigen Schriftstellertagung in Basel gehalten hat. Das Thema erscheint uns von so aktueller Wichtigkeit, daß wir die Rede hier in extenso zum Abdruck bringen.

Am Grabe des Malers Rudolf Schürch sagte ich: er ist an seiner Aufgabe gescheitert, wie wir alle daran scheitern. – Das klingt bitter, nicht wahr? Aber seien wir ehrlich: wir haben alle versagt: die Geistlichen und die Geistigen. Anders wäre diese Katastrophe nicht über die Welt gekommen. Unter diesem Eindruck hat man doch die erste Zeit nach dem Kriegsausbruch dahinvegetiert: schuldbeladen, schulderdrückt. Wir haben das Entsetzliche nicht verhüten können. Wir haben versagt.

Und jetzt? Vor was stehen wir jetzt?

Welches immer auch unsere Ansichten im einzelnen sein mögen, wahrscheinlich sind wir doch wohl darüber einig: die Grundlagen unserer Gesellschaft sind nicht nur erschüttert, sie sind zusammengebrochen. Wir müssen eine andere, eine herzhaftere Gemeinschaft aufbauen. Mehr möchte ich an dieser Stelle nicht sagen, kann man vielleicht auch nicht sagen, ohne sofort Widersprüche zu erwecken.

Aber dieser Wille zu einer herzhafteren Gemeinschaft dürfte doch wohl das Band sein, das uns verbindet; und auch darüber dürften wir uns einig sein, daß es vorab Aufgabe des Dichters, des Schriftstellers ist, diese Herzhaftigkeit in unserer Volke stark und lebendig zu machen. Sie kann nur auf Einsicht beruhen. Auf der Einsicht nämlich, daß die bisherigen Pflichten nicht mehr genügen. Vielleicht lange ich schon in ein Wespennest, wenn ich sage: Die Mahnung, wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, genügt nicht mehr. Wir sind verpflichtet, dafür zu sorgen, daß genügend Röcke da sind. Mit anderen Worten: unsere Sittlichkeit muß die Wirtschaft durchdringen. Sie muß ein ganz anderes Fundament für die Sittlichkeit schaffen. In meiner jüngsten Komödie sage ich: Nicht die Familie, die Gemeinschaft ist das Fundament des Staates. Erst auf einer gesunden Gemeinschaft läßt sich eine gesunde Familie erhalten. – Das dürfte genügen, um die unerhört schwierige Aufgabe zu umreißen, die dem Dichter in dieser Zeit des allgemeinen Umbruchs zufällt: nichts mehr und nichts weniger, als das Ideal einer neuen Sittlichkeit aufzustellen, für die die materiellen Grundlagen, nämlich die entsprechenden wirtschaftlichen Fundamente erst noch zu schaffen sind.

Ich habe mir viele Feindschaften zugezogen, weil ich immer die Schaffung dieses Fundamentes in den Vordergrund stellte, und ein Kollege richtete einmal die Frage an mich: Was war zuerst, das Herz oder die Wirtschaft? Die Frage scheint mir so sinnlos wie jene: War zuerst das Huhn oder das Ei? – Das Lebendige, das Organische schafft die Zustände, die Zustände schaffen den Geist, der Geist verändert die Zustände. Es ist ein Zirkel. Die Zustände, in die wir hineingeboren wurden, haben unseren Geist gebildet. Wir versuchten, die Zustände zu ändern. Sie waren stärker als wir, sie haben uns in diese Katastrophe hineingeführt. Sie werden uns in die nächste noch grauenvollere hineinführen, wenn wir nicht imstande sind, die Zustände, nämlich die Grundlagen unserer Gesellschaft zu ändern.

Dazu ist freilich nötig, daß wir die Zustände kennen. Kennen wir sie?

Von dieser Frage leite ich jene anderen Tatsachen ab, die für uns schweizerische Schriftsteller so peinlich sind und denen wir hier an unserer Generalversammlung einmal ins Gesicht sehen müssen. Hatte jene scheußliche Deprimierung bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges ihre Ursache im Versagen der Religion und der Kunst ganz allgemein, da beide nicht imstande waren, eine Wirtschaft zu verhüten oder deren Umbau zu ermöglichen, so daß sie nicht zwangsläufig zu diesen fürchterlichen Schlächtereien führen mußte, so ist auf einem anderen – freilich etwas tieferen Niveau noch niederdrückend genug, sich gestehen zu müssen: wir schweizerischen Schriftsteller sind nicht imstande, die Aufgaben zu lösen, die an uns gestellt werden.

Ich nehme zu unserer Ehre an, daß es niemand unter uns gibt, der die Ansicht vertritt, es sei ein Verdienst unseres Volkes und unserer Einrichtungen, daß wir bisher nicht in den Strudel gerissen wurden. Unsere wirtschaftliche Grundlage ist genau die gleiche, die zu der Weltkatastrophe führte. Aber nicht davon möchte ich jetzt reden, daß wir so wenig wie die andern imstande waren, eine geistige Aufklärung zu betreiben, die der Menschheit aus der schiefen Ebene heraushalf. Die Tatsachen, von denen ich hier reden möchte, sind viel bescheidenerer Art. Es handelt sich um dies:

Wir waren bisher nicht imstande, die schweizerische Berufsbühne zu erobern. Wir haben die Theaterstücke nicht schaffen können, die sich neben den ausländischen behaupten. Wie es steht, wissen Sie.

Wir sind nicht imstande, auch nur entfernt genügend Erzählungen für das schweizerische Feuilleton zu liefern.

Wir sind nicht imstande, genügend Hörspiele für das einheimische Radio zu liefern.

Wir sind nicht imstande, das Drehbuch für den schweizerischen Film zu liefern. Mit welchem Material unsere Produzenten arbeiten, wissen Sie.

Wir geben den schweizerischen dramatischen Vereinen nicht entfernt die Stücke, nach denen sie schreien.

Wir liefern keineswegs die Romane, die man von uns verlangt.

Das, meine Kolleginnen und Kollegen, sind die brutalen Tatsachen: Wir erfüllen die Nachfrage nicht.

Ich weiß, was Sie mir darauf antworten: Wir geben, was wir können. Es ist viel Gutes da. Es wird nicht beachtet. Liegt brach. – Ich rufe mit Ihnen: Jawohl, so ist es.

Aber wir müssen vielleicht doch auch einmal die Stimme der andern hören, die der Nachfrager. Ich habe ein sehr bitteres Erlebnis hinter mir. Ich hatte vor etwa 200 Vertrauensleuten einer Büchergilde zu sprechen. Leuten aus dem Volk, hingegebenen Freunden der Literatur, die von ihrer freien Zeit dazu verwenden, um für gute Bücher zu werben, aufgeschlossene, intelligente Leute. In der Diskussion kamen die Bücher zur Sprache, die jene Gilde aus dem Ergebnis eines Wettbewerbes unter schweizerischen Schriftstellern herausgegeben hatte. Durchweg Bücher von Niveau und Gehalt. Wissen Sie, was die Leute sagten? Ist das jetzt alles, was unsere Dichter in dieser Zeit zu sagen haben? – Es war furchtbar. Ich bekam, was man einen Wutanfall nennt, und wie das ist, wissen Sie. Ich verteidigte die Werke leidenschaftlich, sagte: Ihr verlangt Reißer, seht nicht, wieviel ehrliches Ringen, wieviel erstaunliches Können in diesen Büchern steckt. Ihr kommt ihnen mit all dem Vorurteil entgegen, mit dem man bei uns dem schweizerischen Schriftsteller begegnet. – Aber wohl war mir nicht dabei. Dieses Verlangen nach einem ganz anderen Bekenntnis zu dieser unserer Zeit, einer tieferen Einsicht, einer zündenderen Durchleuchtung war gut und schön; aber es tönte wie der Schrei des hungernden Kindes: Brot, Mutter, Brot. Du gibst uns ja Steine! –

Ich glaube, es war ein wenig meine Pflicht, euch das hier zu sagen. Sie – und sie sind das Volk in seinen besten Elementen – erwarten mehr von uns.

Und wie ist das mit den übrigen Versagern? Beim Theater, beim Film, beim Hörspiel, bei den Dilettantenvereinen, beim Feuilleton? Stellen auch sie nur die Forderung nach dem Reißer, dem Erfolgsstück? Zweifellos ja.

Wir müssen uns da genau Rechenschaft geben. Damals beim Ausbruch des Krieges sagte man sich doch: Das habt ihr jetzt von allen euren Reißern, allen euren Erfolgsstücken, sie haben euch nicht vor der Katastrophe bewahrt. Auch die Klassiker nicht! Im Gegenteil, sie haben zu eurer geistigen Umnachtung beigetragen. Also bringen wir künftig den Mut zum Mißerfolg auf! Den Mut zu Werken, von denen wir uns keinen Erfolg versprechen können. Es geht nicht um den Erfolg, es geht um die Verantwortung, um den Geist. Aber ohne Erfolg – keine Wirkung. Das sind die Abgründe, vor denen wir stehen. Und die Frage ist: Gibt es da eine Brücke?

Welches sind die Ursachen dieses Zustandes? Beim Publikum, in Schlagworten: Hunger nach Sensation, Exotischem, keine Ahnung von der ungeheuren Schwierigkeit der Gegenwartsprobleme, keine Bereitschaft, sie mit dem Schriftsteller zu erleben, durchzudenken, bis zu dem Grade, zu dem er eben durchzuarbeiten vermochte. Verlangen nach Lösungen, die erst die Erfahrung bringen kann. Und so weiter.

Beim Schriftsteller: sehr oft, wenn nicht immer, viel zu ungenügende Kenntnisse der lebendigen Tatsachen. Wir saugen zuviel aus den Fingern, wissen zuwenig, glauben mit unserem bißchen innern Erlebnis beispielhafte Gleichnisse, die unsere Gegenwart zu durchleuchten vermöchten,

aufstellen zu können. Talent genügt nicht. Niemals. Jener Wettbewerb, von dem ich Ihnen sprach, bewies, welche eine erstaunliche Fähigkeit im Ausdruck wir besitzen, wie viele von uns verhältnismäßig gut schreiben, lebendig erzählen können. Schon bei der Komposition hapert es bedenklich, und dann bei der Einstellung zur Welt, bei der Durchdenkung der Probleme, bei der Aufdeckung der Ursachen der Charaktere, warum sie so handeln, bei der Durchleuchtung der Gesellschaft, da versagen wir. Wir landen bei einer Weltanschauung, die um kein Haar weiterführt. Ich könnte Ihnen Beispiele geben von glänzenden, ja meisterlichen Schilderungen, die Handlung versackt in verknöcherten, ganz und gar veralteten Ansichten, die schnurstracks in die nächste Katastrophe hineinführen.

Ich glaube damit an unsere Hauptschwächen zu rühren: wir wissen zu wenig über die tatsächlichen und entscheidenden Zustände in unserem Land. Und nur deshalb konnte mir ein mittelalterlicher und ein jüngerer Kollege übereinstimmend erklären: die Schweiz ist zu klein; ein Roman, der in der Schweiz spielt, kann die Kernprobleme der Gegenwart nicht behandeln. Ich glaube, wenn diese Freunde Einsicht in unser Trustkapital hätten, sie fänden wundervolle Stoffe für den aufschlußreichsten Gegenwartsroman. Aber auch von den Zuständen unten haben die wenigsten von uns eine genügende Vorstellung.

Aus dieser Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, der Unkenntnis unseres wirtschaftlichen Apparates, und wie er funktioniert, der aber zuletzt – vergessen wir das nicht – die seelische Funktion, die Sitte, die Sittlichkeit bestimmt, von der die Gemeinschaft abhängt – aus dieser Unkenntnis erklärt sich der Mangel an Unmittelbarkeit, Lebendigkeit und vielfach Abseitigkeit unserer Literatur. – Wir schreiben vielfach zu schnell, das heißt wir machen uns zu früh daran. Das Schreiben, Dichten ist das «mindeste» der künstlerischen Arbeit, die Vorbereitung, die Durchdringung des Stoffes ist wichtiger, mühsamer, zeitraubender. Aber an dieser Zeit fehlt es. Wir müssen «leben» und dafür Geld verdienen. Aber wenn ich hier wiederhole, was ich an früheren Versammlungen sagte: man kann nicht Schriftsteller im Nebenberuf sein, dann erregte ich wieder den Zorn meiner Freunde. Aber es ist die nackte Wahrheit. Mein Gott, ich bin ein sogenannter «freier Schriftsteller», aber ich mußte immer und muß jetzt noch drei Viertel meiner Zeit für den Broterwerb hingeben.

Ein anderes ist, und auch darauf muß ich, so leid es mir tut, zu sprechen kommen: wir kneifen vor den wesentlichen Dingen aus. Wir wollen nicht gelten lassen, daß sich ein Dichter, der das Leben darstellen will, mit den Dingen befassen muß, die das menschliche Schicksal im wesentlichen – ich wiederhole: im wesentlichen – bestimmen, und das ist: Geld, Geld, Wirtschaft und noch einmal Wirtschaft. Wir kniffen aus vor diesen Dingen, flohen, zum lieben Gott meinetwegen, wollen wissen und ergründen, was Gott ist, aber hüteten uns zu ergründen, was Geld ist! – Aber Geld und Eigentum brachten uns in diese Katastrophe und nicht der liebe Gott.

Im zweiten Teil seines Vortrages machte Jakob Bühner Vorschläge, was der Schriftstellerverein tun könnte, um mitzuhelfen, um diese Mißstände zu überwinden: Einmal die Mehrung der finanziellen Mittel zur



Förderung des einheimischen Schrifttums. Veranstaltung von Ferienkursen der Schriftsteller, die diesen Einblicke verschafften in die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, Einrichtung einer Beratungs- und Hilfsstelle, die verfahrenere, mißglückte oder sonstwie nicht zur Vollendung gereifte Manuskripte retten könnte, Kontaktnahme dieser Hilfsstelle mit den Bühnen, den Filmgesellschaften, den Vereinen, Redaktionen, Organisation von Zusammenarbeit mehrerer Schriftsteller, Auftragserteilung, Kontaktnahme mit dem Publikum und damit Schaffung einer direkten Beziehung zwischen Volk und Literatur.

---

## Christlicher und marxistischer Sozialismus

Von O. H.

Es deckt sich eigentlich nicht genau mit dem Wesen der Sache, wenn man von christlichem Sozialismus spricht. Eine moderne, wirklich sozialistische Strömung gibt es vorerst im Katholizismus, welcher, wie allseits zugegeben wird, seit seiner Entstehung her stark von sozialen Anschauungen erfüllt ist. Die sonstigen christlich-sozialistischen Strömungen sind von ihm beeinflusst. Der religiöse Sozialismus des Katholizismus taucht nach Beendigung des ersten Weltkrieges auf. Er fußt wohl auf der Arbeiterenzyklika des Papstes Leo XIII., geht jedoch in seinen theoretischen Grundlagen und in seinen Forderungen weit über diese hinaus, ohne den religiösen Boden zu verlassen.

Mit dem marxistischen Sozialismus hat der religiöse gemeinsam den Begriff der Befreiung der Menschheit aus der *ökonomischen Knechtschaft*. Er versteht dieses Schlagwort im Sinne von sozialer Sicherheit nach der Richtung hin, daß es nicht von dem Willen einiger beliebiger Personen, welche den Reichtum der Gesellschaft beherrschen, abhängen darf, aus welchen Gründen immer durch bestimmte ökonomische Maßnahmen Krisen hervorzurufen, durch welche das internationale Preisniveau in bedrohlichster Weise erschüttert, Millionen schaffender Menschen aus Stellung und Verdienst geworfen, die sozialen Schichtungen der Völker in unverantwortlicher Weise durcheinandergerüttelt, Arbeitslosigkeit mit all ihren Folgen und schließlich blutige Revolutionen sowie Kriege erzeugt werden. Es müssen Einrichtungen geschaffen werden, welche es automatisch verhindern, daß der Reichtum der Nationen in den Händen weniger Menschen sich zusammenballt und diesen tatsächliche Machtbefugnisse in die Hände gibt, welche in keinem Verhältnis zu ihrem persönlichen Wirken und zu ihrer geistigen Stellung stehen. Da Reichtum an sich bloß zum geringeren Teil das Resultat individueller Arbeit, sondern zum größeren Teil das von zufälligen Naturvorkommnissen, wesentlich jedoch das von gesellschaftlichen, unwägbareren Kräften der Zusammenarbeit und des Zusammenlebens ist — wie etwa der Zinsenzuwachs, die Geld- und Warenspekulation usw. —, so hat auch die Gesellschaft ein